

Katharina Naumann

Von der Gratwanderung zur Bergwanderung – Zum Potential einer krisenhaften Lebensform

Der aktuelle wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Diskurs um die Vereinbarkeit von Elternschaft und Wissenschaft legt den Fokus zumeist auf die strukturellen Defizite des Hochschulsystems, insbesondere hinsichtlich der Beschäftigungsverhältnisse und der möglichen Karrierewege. Diese werden sowohl mit Blick auf die hohe Kinderlosigkeit unter Akademiker/innen als auch mit Blick auf die bestehenden Probleme für Wissenschaftler/innen mit Kindern hinterfragt.¹ Ein wesentlicher Aspekt des Problems besteht indes in den konkurrierenden Anforderungen, die als nicht oder nur schwerlich miteinander vereinbar angesehen werden: „Wissenschaft als Lebensform und ein Leben mit kleinen Kindern passen nicht zusammen. [...] Eltern in der Wissenschaft sind rar und Kinder unsichtbar.“² Untermauert wird dieser Eindruck von der im Diskurs verwendeten Bildsprache. Anknüpfend an diese Beobachtung soll im Folgenden der Frage nachgegangen werden, ob diese Beschreibung nicht zu kurz greift und die positiven Seiten vernachlässigt. Denn widmet man sich Erfahrungsberichten von Wissenschaftler/innen mit Kindern, so wird, trotz aller Widrigkeiten, die es geben mag, eines klar: Kinder zu haben bedeutet eine große Bereicherung.³ Dies scheint nahezu aus dem Blick zu geraten, wenn man von einer starken Kontrastierung der beiden Lebensbereiche ausgeht. Hier soll daher der Versuch unternommen werden, diese für einen Moment aufzugeben und einen holistischen Blick auf die Situation zu werfen. Davon ausgehend soll am Beispiel der Philosophie kurz skizziert werden, inwiefern sich aktive Elternschaft nicht bloß als Hindernis verstehen lässt, sondern ganz

1 Vgl. etwa die Studie von Gründen für Kinderlosigkeit in Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche. Eine aktuelle, breitgefächerte Studie zu den vielschichtigen strukturellen Problemen findet sich bei Metz-Göckel u. a., Karrierefaktor Kind.

2 Metz-Göckel/Möller/Auferkorte-Michaelis, Wissenschaft als Lebensform, 13.

3 Eine Zusammenstellung von Erfahrungsberichten liefern etwa Biller-Adorno u.a., Karriere und Kind.

im Gegenteil auch positiv auf die eigene Forschung und die Forschungslandschaft auswirken kann. So gesehen könnte man, um es mit Einstein zu sagen, zu folgendem Schluss kommen: „In the middle of difficulty lies opportunity.“

Prägende Situationsbeschreibungen

Betrachtet man den aktuellen Vereinbarkeitsdiskurs, kommt man kaum umhin festzustellen, dass dieser sehr stark durch den Rekurs auf „Bilder“ geprägt ist, und zwar wenigstens in zweierlei Hinsicht: Zum einen wird die Situation von Eltern in der Wissenschaft häufig mit Hilfe von Metaphern zum Ausdruck gebracht – am gängigsten scheint dabei die Rede von einem *Spagat*, einer *Waage* oder einer *Gratwanderung* zu sein. Dabei liegt der Fokus der Metaphern auf den gegensätzlichen Anforderungen – man ist demnach nicht einfach Mutter oder Vater und zugleich Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler, sondern man steht gewissermaßen stets zwischen Elternschaft und Wissenschaft. Zum anderen ist der Diskurs inhaltlich mitunter durch die Auseinandersetzung mit tradierten, geschlechtsgebundenen Stereotypen der „guten Mutter“ und des „guten Wissenschaftlers“ befasst, welche in gewisser Hinsicht als die für das Spannungsverhältnis konstitutiven Gegensätze betrachtet werden können.⁴ Die drei genannten Metaphern können ihrerseits als verschiedene Perspektiven auf dieses Spannungsverhältnis verstanden werden.

Der Ausdruck *Spagat* scheint die Zerrissenheit zu veranschaulichen, die von Eltern verspürt wird. Er hebt die gefühlte Anstrengung hervor, den Ansprüchen beider Seiten gerecht zu werden, beides zu schaffen – denn wer beherrscht schon einen Spagat? Und selbst wenn, so stellt sich die Frage, wie lange sich dieser Spagat aushalten lässt. Es geht hier also in erster Linie um die Erwartungen und Wider-

4 Die geschlechterspezifischen Auswirkungen können im Folgenden nicht näher beleuchtet werden. Umfassende Erhebungen und Analysen unter Berücksichtigung der Geschlechterperspektive mit Blick auf die unterschiedlichen Karriereverläufe, die Beschäftigungsverhältnisse und die Kinderlosigkeit finden sich bei Metz-Göckel u. a., *Karrierefaktor Kind*.

stände, die sich auf tun. Eltern sind in diesem Bild beinahe passiv dem Zerren beider Seiten ausgeliefert.

Der metaphorische Gebrauch der *Waage* gehört wohl zu den gebräuchlichsten sprachlichen Mitteln, wird es doch in der fortwährenden Diskussion um *Work-Life-Balance*⁵ in Anschlag gebracht. Das Problem besteht demnach darin, zwei Waagschalen ins Gleichgewicht auszutariieren. Dieses Bild lenkt den Blick auf die Umsetzung, auf die Frage nach dem *Wie*: Was muss getan werden, um die Schalen gleich schwer zu befüllen? Das Problem wird hier aus einer alltagspraktischen Perspektive dargestellt. Somit vermag es andere Aspekte hervorzuheben, etwa organisatorische Probleme oder auch das Treffen von Entscheidungen. Eltern spielen in diesem Bild demnach eine eher aktive Rolle, nämlich als diejenigen, die die Waage bedienen.

Bei der metaphorischen Verwendung von *Gratwanderung* handelt es sich sicherlich um die Metapher mit der negativsten Konnotation. Dem *Duden* zufolge steht sie für eine „Vorgehensweise, bei der schon ein kleiner Fehler großes Unheil auslösen kann“.⁶ Dieses Bild scheint eine umfassendere Perspektive abzubilden, die sowohl aktive als auch passive Elemente beinhaltet. Denn zum einen muss die Wanderung über den Grat gut geplant sein und die Umsetzung bedarf der Konzentration darauf, wie ein Fuß vor den anderen zu setzen ist, damit man zu keiner der beiden Seiten herunterfällt. Doch zum anderen kommt durch diese drohende Gefahr zugleich das Ausgeliefertsein als passives Element ins Bild. Um erfolgreich zu sein, muss man die eigene Angst überwinden; das erfordert Mut und Selbstvertrauen. In diesem Bild werden also nicht nur die zwei zuvor genannten Bilder

5 Zur Problematisierung des Konzepts der *Work-Life-Balance* am Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft vgl. Roßmanith, *Work-Life-Balance*. Die Veränderung der Arbeitsverhältnisse wie auch die Veränderungen in den Familien, Partnerschafts- und Geschlechterverhältnissen forderten ein neues Denken in Sachen *Work-Life-Balance*. Denn wenn Arbeit und Leben nicht mehr systematisch voneinander getrennt seien und Arbeit vielmehr einen Teil des Lebens darstelle, so solle man eigentlich besser von „*Life-Balance*“ reden (Roßmanith, *Work-Life-Balance*, 11).

6 *Duden* online: „Gratwanderung, die“, unter: <http://www.duden.de/node/734925/revisions/1145186/view> (30.4.2015). In ähnlicher Weise funktionieren etwa die Begriffe „*Drahtseilakt*“ bzw. „*Balanceakt*“.

in gewisser Hinsicht vereint, darüber hinaus wird noch ein weiteres Element verdeutlicht, nämlich die Bedeutung der inneren Einstellung.

Im Zentrum dieser Bilder steht stets die betroffene Person, nicht jedoch die beiden Seiten selbst, zwischen denen sie sich befindet und die sie vermitteln muss. Diese beiden Seiten lassen sich nun ihrerseits durch zwei – zugegebenermaßen nicht ganz unproblematische – Stereotype veranschaulichen: Es scheint sich ein Zwiespalt zu ergeben, soll sowohl dem Ideal des „Familienmenschen“ als auch dem des „Vollblutwissenschaftlers“ bzw. der „Vollblutwissenschaftlerin“ entsprechen werden. Eltern, und insbesondere Mütter, sollten demnach hingebungsvoll und selbstlos die eigenen Interessen unter die der Familie stellen. Statt der eigenen Interessen sollten sie stets die Interessen des Kindes bzw. der gesamten Familie im Blick haben, sich darum kümmern und für alle sorgen. Bei ungenügender Erfüllung dieser Anforderung lauert schnell der Zweifel, eine „Rabennutter“ zu sein. Der Zuständigkeitsbereich ist das Private, welches Bindung, Stabilität, Emotionalität und Parteilichkeit erfordert. Wissenschaftler/innen sollten demgegenüber die eigene Forschung als Leidenschaft betrachten, das ganze Leben der Wissenschaft unterordnen und möglichst befreit sein von den Widrigkeiten des Privaten. Denn die Wissenschaft geht auf den ersten Blick mit entgegengesetzten Erfordernissen einher: Flexibilität, Mobilität, Rationalität und Objektivität. Der Zwiespalt scheint sich sogar noch zu erhärten, betrachtet man ihn nicht aus einer idealtypischen Perspektive heraus, sondern aus der praktisch-organisatorischen: Sowohl Elternschaft als auch Wissenschaft lassen sich als ein geschlossenes anspruchsvolles Aufgabenfeld darstellen. Wissenschaftler/innen werden so betrachtet vermehrt zu „Wissenschaftsmanager/innen“. Denn neben der Forschung gilt es einer Vielzahl anderer Aufgaben nachzukommen: Lehren, Publizieren, Nachwuchs betreuen, Gremienarbeit, Drittmittel einwerben, Förderanträge und Gutachten verfassen, Vorträge halten usw. Für die Elternschaft wäre hier pointiert ein banaler Postkartenspruch gegenüberzustellen: „Mutter zu sein bedeutet 25 Jobs in einer Person zu vereinen.“ Eltern werden so gesehen zu „Familienmanager/innen“, zuständig für Erziehung, Haushalt, Kochen, Hygiene, Krankenpflege, emotionalen Beistand, Bildung usw.⁷ Sollen nun beide Managementposten erfolgreich aus-

7 Um der Frage, welche Tätigkeiten die Elternschaft ausmachen, etwas differenzierter nachzugehen, empfiehlt sich die Lektüre von Thomä, Eltern, 83 ff. Dabei wird auch klar,

gefüllt werden, ergibt sich ein extremes Zeit- und Organisationsproblem, dann ist ein gutes „Vereinbarkeitsmanagement“ gefragt.⁸

So augenfällig die Unterschiede der beiden Bereiche sein mögen, so wird auf den zweiten Blick hingegen klar, dass die Herausforderung, beides gleichzeitig zu erfüllen, vielmehr in ihrer Ähnlichkeit wurzelt. Nicht die Unterschiede als solche stellen eine Schwierigkeit dar, sondern vielmehr erst die Tatsache, dass sowohl die Elternschaft als auch die Wissenschaft in ihrer oben skizzierten idealtypischen Ausprägung in mehrfacher Hinsicht expansionistisch sind: Beide Bereiche beanspruchen die ganze Person und können grenzenlos fordernd sein – für beide kann stets mehr getan werden und mehr Zeit sinnvoll investiert werden, beide erfordern volle Verfügbarkeit und Aufmerksamkeit, beide scheinen Priorisierung und Leidenschaft vorauszusetzen. Und nicht zuletzt sind beide konstitutiv für die eigene Identität bzw. das Selbstverständnis. Die Vereinbarkeit von Elternschaft und Wissenschaft erfolgreich zu meistern lässt sich vor diesem Hintergrund durchaus als ein Identitätsproblem adressieren.⁹

dass die hier gewählte Darstellungsform der Familienmanager/innen zunächst zwar naheliegend sein mag, aber dahingehend zu kritisieren ist, dass sie mit einer Tendenz zur Projektlogik einhergeht. Elternschaft allein darauf zu reduzieren führe indes zu einem fragwürdigen Verständnis derselben (vgl. Thomä, Eltern, 24 ff.). Und ganz Ähnliches lässt sich auch mit Blick auf die Wissenschaft konstatieren.

- 8 Die Verantwortung hierfür tragen in der Regel immer noch vermehrt die Frauen. Spätestens mit der Geburt von Kindern setzen selbst in gleichberechtigten Paarkonstellationen Retraditionalisierungseffekte ein. Es sind noch immer die Frauen, die Mehrarbeit leisten und daher stärker von der Doppelbelastung betroffen sind. Vgl. Metz-Göckel/Möller/Auferkorte-Michaelis, Wissenschaft als Lebensform, 59 ff.
- 9 Eine Problematik, die sicherlich nicht allein für den Wissenschaftssektor zutrifft, sondern etwa beim Selbstständigen in ähnlicher Weise vorkommen dürfte. Auch hier findet sich in der Regel eine hohe Identifikation mit dem Beruf, die, wie in der Wissenschaft, mit unsicheren Beschäftigungsverhältnissen gepaart ist.

Von konkurrierenden Lebensformen zu einer integrierten Sicht

In vielen Artikeln und Studien zum Thema Kinderlosigkeit bzw. Diskriminierung von Eltern an den Hochschulen wird durchaus auch das Problem des Habitus von Wissenschaftler/innen problematisiert, der auf tradierten biografischen Standardmodellen basiert. Hier wird nicht zuletzt diskutiert, ob die „Lebensform Wissenschaft“¹⁰ Eltern ausschließt.¹¹ Was unter einer Lebensform überhaupt zu verstehen ist, wird indes in der Regel nicht ausgeführt, sondern stillschweigend vorausgesetzt. Im Folgenden soll dagegen gerade untersucht werden, ob unter Rückgriff auf den philosophischen Diskurs um das Konzept der Lebensform,¹² vielleicht auch die Möglichkeit gegeben ist, einen anderen, einen umfassenderen Blick auf die Situation von Eltern in der Wissenschaft zu erhalten. Dieses Konzept scheint es zumindest zu ermöglichen, die gegensätzliche Konzeptionalisierung der beiden Bereiche für einen Moment aufzugeben und durch den Blick auf das *eine Leben* auch die positiven Seiten und die Potentiale erfassen zu können.

Folgt man der jüngst vieldiskutierten These Rahel Jaeggis, so sind Lebensformen

„komplex strukturierte Bündel [...] sozialer Praktiken,¹³ die darauf gerichtet sind, Probleme zu lösen, die ihrerseits historisch kontextualisiert und normativ

10 Die Frage, ob Wissenschaft eine besondere Lebensform begründe, und was diese ausmache, ist keine neue und wird schon lange ganz unabhängig von der Vereinbarkeitsdebatte ausgiebig diskutiert. Einschlägig für diese Debatte sind etwa Bourdieu, *Homo oeconomicus*; Mittelstraß, *Wissenschaft als Lebensform* und Weber, *Wissenschaft als Beruf*.

11 *Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht?*, lautet gar der prägnante Titel der Studie von Metz-Göckel/Möller/Auferkorte-Michaelis zu Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnissen an nordrhein-westfälischen Universitäten. Weitere Diskussionen hierzu finden sich etwa bei Kraus, *Wissenschaft als Lebensform*, Metz-Göckel u. a., *Karrierefaktor Kind* und Paulitz u. a., *Work-Life-Balance*.

12 Der Begriff geht auf Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 23 zurück.

13 Genauer gesagt sind es „Zusammenhänge von Praktiken und Orientierungen und Ordnungen sozialen Verhaltens. Diese umfassen Einstellungen und habitualisiertes Verhalten mit normativem Charakter, die die kollektive Lebensführung betreffen, obwohl sie gleichzeitig nicht streng kodifiziert oder institutionell verfasst sind. Zu dieser Charakterisierung sind nunmehr die Kriterien der Sachhaltigkeit, der Dauerhaftigkeit und der Selbstständigkeit dazugekommen“ [Hervorhebungen im Original] (Jaeggi, *Kritik von Le-*

verfasst sind. [...] Zum Kriterium des Gelingens [einer Lebensform, K. N.] macht eine solche Perspektive weniger inhaltlich-substanzielle Gesichtspunkte als vielmehr formale Kriterien, die sich auf die Rationalität und das Gelingen des so beschriebenen Prozesses als ethisch-sozialem Lernprozess richten. Damit sollen [...] die mit der Debatte um Lebensformen verbundenen Konflikte als etwas sichtbar gemacht werden, das sich nicht auf das Muster von Konflikten zwischen unhintergehbaren Wertüberzeugungen [...] reduzieren lässt, und die mit Lebensformen verbundenen Praktiken als etwas, das sich nicht als unhinterfragbar ‚Letztes‘ darstellt, sondern als von Menschen gestaltete und transformierbare Lebensbedingung.“¹⁴

Nimmt man dies als Grundlage, so soll hier entgegen der gängigen Kontrastierung von Elternschaft und Wissenschaft als konkurrierenden Lebensformen der Versuch eines Perspektivwechsels unternommen werden; nämlich dass es sich hierbei um *eine* bestimmte Lebensform handelt, folgend als „Eltern in der Wissenschaft“ bezeichnet; eine Lebensform, die es schon immer gab – die Probleme der Vereinbarkeit, auf die diese gerichtet ist, sind also „historisch kontextualisiert und normativ verfasst“.¹⁵ Jedoch unterliegen diese Probleme momentan einem starken Wandel, der heterogene Lösungsstrategien und somit neue Ausformungen der Lebensform erfordert, deren Gelingen indes immer noch durch die normative Setzung der tradierten homogenen Ausprägung gefährdet ist. Letztere besteht in einem geschlechts- und arbeitsteiligen Modell: Der Wissenschaftler hat zwar Kinder, aber auch eine Frau, die ihm „den Rücken freihält“, indem sie sich um Haushalt und Kinder kümmert und somit dafür sorgt, dass er sich ganz seiner Forschung widmen kann und zugleich die Familie als Ort der Regeneration zur Verfügung hat. Die Lebensform „Eltern in der Wissenschaft“ hat sich jedoch in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt und unterliegt einer Vielzahl von neuen Herausforderungen, die maßgeblich durch die Veränderungen der Familien, der Partnerschafts- und der Geschlechterverhältnisse hervorgebracht wurden. Das geschlechts- und arbeitsteilige Modell ist nur noch eines neben anderen: Wäh-

bensformen, 89).

14 Ebd., 58.

15 Ebd.

rend Wissenschaftlerinnen früher, sofern es sie überhaupt gab, lange Zeit in der Regel schlicht keine Kinder hatten gibt es heute immer mehr Wissenschaftlerinnen, auch jene mit Kindern.¹⁶ Ebenso finden sich vermehrt Wissenschaftler, die zugleich eine aktive Vaterrolle einnehmen (wollen). Und vor allem gibt es eine steigende Anzahl von Dual Career Couples, die Kinder haben.¹⁷

Man könnte das Problem demnach auch so beschreiben, dass es sich bei „Eltern in der Wissenschaft“ um eine „Lebensform in der Krise“ handelt, die unter den gegebenen Umständen Schwierigkeiten hat, alle Probleme zu lösen, auf die sie gerichtet ist. Denn dem von Jaeggi so genannten ethisch-sozialen Lernprozess steht die Trägheit sozialer Praktiken gegenüber,¹⁸ die diesen Prozess erschwert. Diese Perspektive auf die Situation von Eltern in der Wissenschaft scheint nun einerseits dazu in der Lage zu sein, das eingangs herausgearbeitete Spannungsverhältnis theoretisch erklären zu können, ohne andererseits auf einem konzeptionellen Dualismus der beiden Lebensbereiche zu beharren. Somit scheint diese Perspektive besser dafür gerüstet zu sein, auch die positiven Seiten gleichermaßen herauszustellen, die Spezifika zu sehen, die unter der reinen Problemperspektive verloren gehen, und eine Möglichkeit der Orientierung und Identifikation zu bieten.

Von Kindern lernen

Im Transformationsprozess (und vielleicht auch zu dessen Befeeuerung) lassen sich durchaus große Potentiale der „Eltern in der Wissenschaft“ für die Wissenschaft ausmachen – und dies dürfte insbesondere auf jene zutreffen, die eben zugleich auch aktive Eltern sind; und das wenigstens in zweierlei Hinsicht: näm-

16 Metz-Göckel u. a., *Karrierefaktor Kind*, 23 ff.

17 Vgl. Roßmanith, *Work-Life-Balance*, 9 ff.

18 Lebensformen sind nach Jaeggi, *Lebensformen*, 119 ff., zugleich gegeben und gemacht, sie sind dem handelnden Individuum in mehrfacher Hinsicht „nicht uneingeschränkt verfügbar, sondern setzen seinen Handlungen und seinen Aktivitäten ein ‚träges‘ oder beharrendes Moment entgegen“ (ebd., 119).

lich methodisch und inhaltlich – sofern sich dies überhaupt scharf trennen lässt –, wie im Folgenden am Beispiel philosophischer Forschung kurz skizziert werden soll. Instruktiv ist in dieser Hinsicht ein Kommentar von Dieter Thomä in seinem *Nachwort nach zehn Jahren* zur Neuauflage seiner Monographie *Eltern. Kleine Philosophie einer riskanten Lebensform*, in dem er das Arbeiten an diesem Buch reflektiert:

„Das Buch ‚Eltern‘ zu schreiben war für mich auch deshalb eine beglückende Arbeit, weil ich damit mein erhebliches Mißtrauen, daß die Philosophie zur Flucht vor dem alltäglichen Leben anstifte, zerstreuen konnte. Zu meiner Überraschung gewann ich den Eindruck, daß es sinnvoll und ergiebig sei, die großen philosophischen Fragen nach Glück, Freiheit, Handeln, Liebe usw. auf Freud und Leid (m)eines kleinen Lebens zu beziehen. Und ich begann mich darüber zu wundern oder gar zu ärgern, daß die Elternschaft, in der ich ein eminent philosophisches Phänomen [...] zu erblicken meinte, von den Philosophen bislang schmählich vernachlässigt wurde.“¹⁹

Was nun die in diesem Zitat geforderte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema betrifft, muss man sagen, dass sich im philosophischen Diskurs seit 1992, als Thomäs Buch zuerst erschien, tatsächlich einiges bewegt hat: Kindheit, Elternschaft und familiäre Beziehungen haben sich mittlerweile durchaus als respektable Forschungsthemen etabliert.²⁰ Diese Entwicklung ist sicherlich nicht

19 Thomä, *Eltern*, 184.

20 Wenn Fragen nach der Kindheit vormals höchstens Thema der Philosophie der Erziehungswissenschaft und der Didaktik der Philosophie waren, lässt sich heute von der Philosophie der Kindheit als einem eigenständigen Forschungsfeld reden. Für einen Überblick vgl. Mathews/Mullin, *Philosophy of Childhood*, wo dieses Feld wie folgt skizziert wird: „The philosophy of childhood takes up philosophically interesting questions about childhood, changing conceptions over time about childhood and attitudes toward children; theories of cognitive and moral development; children’s interests and children’s rights, the goods of childhood; children and autonomy; the moral status of children and the place of children in society.“ Ferner kamen in den letzten Jahren vermehrt verwandte Fragen in den Fokus der Forschung: etwa nach Pflichten, Rechten und Verantwortung von Eltern. Einschlägig hierfür ist im deutschsprachigen Raum das Forschungsprojekt *Gründe der Parteilichkeit: Zur Ethik der Familienbeziehungen*, welches von 2011 bis 2014 an der Uni Bern durch den Schweizerischen Nationalfonds gefördert wurde. Siehe dazu auch den Band von Betzler/Bleisch, *Familiäre Pflichten*.

allein durch das Vordringen von Eltern zu erklären, sondern unterliegt ebenso anderen Faktoren wie etwa neuen technischen Entwicklungen, zum Beispiel im Bereich der (Reproduktions)Medizin und in politischen Diskursen, etwa über Kinderrechte. Am Beispiel Thomäs zeigt sich jedoch, welches Potential Eltern vor ihrem persönlichen Erfahrungshorizont mit in die Forschung bringen und welche Fragen im Umkehrschluss ohne ihr Insistieren vielleicht auch wieder aus dem Blick geraten würden. Dazu ist es eigentlich nicht einmal unbedingt notwendig, dass Eltern selbst diese Themen vorbringen oder erforschen. Damit solche Themen Relevanz erfahren, ist es zunächst wichtig, dass Eltern, Kinder, Familien und ihre Belange sichtbar werden und nicht als reine „Privatsache“ betrachtet werden.²¹ Obzwar die Trennung des Privaten vom Öffentlichen eine wichtige Schutzfunktion haben mag, so birgt sie eben zugleich die Gefahr des Bedeutungsverlusts der Rollen, die man in dieser Sphäre innehat.²²

Der methodische Einfluss der Erfahrung von Elternschaft auf die einzelnen Wissenschaftler/innen ist vielleicht nahezu unausweichlich – wenn auch nicht unbedingt ein bewusster –, nach außen bislang aber kaum sichtbar. Es scheinen mir insbesondere drei Aspekte zu sein, die es hier hervorzuheben gilt: das Staunen, die Neugier und das Versunkensein. Für Platon war das *Staunen* bzw. die Verwunderung der Anfang aller Philosophie.²³ Kinder staunen über vieles, das Erwachsene (mittlerweile) als selbstverständlich hinnehmen, und sie geben jede Menge Anlass, mit ihnen, aber auch über sie zu staunen. Sie lassen ihre Eltern im besten Fall daran teilhaben, die Welt wieder mit neuen Augen zu sehen. Das äußert sich auch in ihrer *Neugier*, im ständigen Fragen und den Antworten, die sie ihren Eltern bisweilen abnötigen. Dabei stellen Kinder auf ihre Art mitunter grundlegende philosophische Fragen. Man denke hier etwa an die klassischen kantischen Fragen: „Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Und was

21 Die Universitäten, als Bildungsträger und als öffentliche Institutionen, sollten sich gerade auch vor dem Hintergrund ihrer gesellschaftlichen Orientierungsfunktion hierfür mitverantwortlich zeigen.

22 Oder um es in den Worten der zweiten Frauenbewegung vorzubringen: „Das Private ist politisch.“

23 Platon, *Theaitetos*, 155d.

ist der Mensch?“²⁴ Schließlich sind Kinder Meister darin, ganz und gar in einer Sache *zu versinken*, ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken, und sie geben einem die Chance, sich mitreißen zu lassen.²⁵ Kinder können somit gar zu Lehrmeistern ihrer Eltern werden. Mit ihnen die Welt zu erleben, verhindert den Rückzug in den „Elfenbeinturm“. Kinder machen es ihren Eltern unmöglich, sich dem Leben zu entziehen. Und wenn Philosophie sich mit den Fragen des Lebens beschäftigt, so sollte sie das Leben eben nicht aus dem Blick verlieren.²⁶

Ein neuer Ausblick?

Knüpft man nun an die eingangs erläuterten Metaphern an, so lässt sich abschließend fragen, welches Bild dieser Perspektivwechsel erfordert. Wie lässt sich ein Bild entwerfen, das die eben ausgeführten positiven Impulse der Elternschaft für den Blick auf die eigene Forschung gleichermaßen integriert und somit vielleicht auch eine Orientierungsfunktion haben könnte? Nun könnte man einerseits versuchen, die Metaphern ebenso wie zuvor die Situation selbst aus einer anderen Perspektive zu betrachten und positive Aspekte auszumachen. Man könnte sich fragen, ob man diesen Bildern nicht auch etwas Positives abgewinnen kann. Die Beschreibung der Situation als *Gratwanderung* scheint sich hierfür anzubieten. Wenn man auf einem Gebirgsgrat steht, hat man nämlich auch einen ungemein guten Aus- und Rundblick, und wenn man die Anstrengung und die drohende Gefahr für einen Augenblick vergisst, lässt sich diese Situation durchaus genießen. Und es könnte dann gerade dieses positive Erlebnis sein, das es Wert ist, den Mut aufzubringen und mit viel Selbstvertrauen weiter auf dem Grat zu gehen. Eine um diesen Aspekt ergänzte Interpretation des Bildes scheint dann tatsächlich eine recht adäquate Beschreibung der Situation zu sein, in der sich Eltern in der Wissenschaft heutzutage befinden. Doch als Orientierung sollte man erwägen, ein neues, wenn auch daran angelehntes Bild zu entwerfen, nämlich das einer *Berg-*

24 Kant, Logik, AA IX 25.

25 Vgl. den Beitrag von Endter und Krentel in diesem Band.

26 Dazu vgl. auch Thomä, Eltern, 102 ff.

wanderung. Diese beinhaltet sowohl gute Vorbereitung als auch Kontemplation, sowohl das Wandern im Tal als auch den schönen Ausblick vom Gipfel, enorme Anstrengung und zugleich Vergnügen und oftmals sicherlich auch das Wandern auf einem „Grat“ – etwas, das sowohl die Wissenschaft als auch die Elternschaft allein schon mit sich bringen dürften.²⁷ Es geht zwar langsamer voran als auf ebener Strecke, aber dafür gibt es auch mehr zu erleben – und das gilt insbesondere für eine Bergwanderung, die mit der ganzen Familie unternommen wird.

Trotz dieser Wendung in Hinblick auf das mögliche Potential der Elternschaft und des Appells, dieses mehr zu betonen – gerade im Hinblick darauf, jungen Wissenschaftler/innen Mut zu machen, sich beides zuzutrauen –, muss diesem am Ende doch noch ein kritisches Wort anbeigelegt werden, nämlich mit Blick auf die Fragestellung selbst, insbesondere bezüglich ihrer möglichen Wirkung auf den hochschulpolitischen Diskurs. Stellt man die Frage nach dem Potential der Elternschaft für die Wissenschaft, so beinhaltet diese gewissermaßen bereits den Primat der Wissenschaft und birgt daher eine Instrumentalisierungsgefahr. Wenn neben dem altbekannten Verweis auf das regenerative Potential der Familie²⁸ nun auch noch das generative Potential – sei es mit Blick auf die Forschung selbst oder auch auf die administrativen Tätigkeiten – ins Feld geführt wird, scheint der Wert des Familienlebens immer umfassender in Hinblick auf seinen Nutzen für ein „Leben für die Wissenschaft“ definierbar zu werden. Gerade auch im Sinne der in diesem Beitrag vorgeschlagenen integrierten Perspektive muss es aber möglich sein, der Familie ebenso wie der Wissenschaft unbedingten Wert beizumessen. Es muss möglich sein, Familienaufgaben wahrzunehmen, ohne sich dafür rechtfertigen zu müssen, indem der Dienst der Familie für die Wissenschaftler/innen in die Waagschale geworfen wird.²⁹ Denn wenn Familienfreundlichkeit an Hochschulen tatsächlich nur instrumenteller Wert mit Blick auf den Nutzen für die Wissenschaft

27 Thomä, Eltern, 199 charakterisiert Elternschaft als „subtile, fragile, riskante Lebensform“; eine Beobachtung, welche sich zweifelsohne auch auf die Wissenschaft übertragen lässt.

28 Hochschild, *Male Careers*, 50, spricht diesbezüglich von der Familie als „the university's welfare agency“.

29 Ein Problem, das man im Übrigen auch andersherum beobachten kann: Mütter rechtfertigen ihre Berufstätigkeit gerne damit, dass diese sie zufrieden mache und sie dadurch bessere Mütter sein könnten.

zugeschrieben wird, wird sich an der Situation der „Eltern in der Wissenschaft“ nur mühsam etwas verändern lassen. Vielmehr bedarf es der Anerkennung und Integration diversifizierter Lebensmodelle, um der nach wie vor normierenden Kraft biografischer Standardmodelle und der daraus resultierenden strukturellen Diskriminierung entgegenzutreten. Denn im Kern geht es hier um ein Gerechtigkeitsproblem und entsprechend sollte diesem auch begegnet werden.³⁰

30 Ein Problem, welches bereits aus der Gleichstellungspolitik bekannt ist. So konstatieren etwa Metz-Göckel/Möller/Auferkorte-Michaelis, Lebensform, 22: „Nicht das Gerechtigkeitsargument, sondern das Ressourcenargument öffnet Wissenschaftlerinnen die Türen. [...] diese rationale Argumentation [...] [ist] ‚rücksichtslos‘ und auf jeden Fall verkürzt, weil sie die Bedürfnisse von Frauen und Eltern und langfristig auch der Gesellschaft ignoriert.“

Literatur

- BETZLER, MONIKA / BARBARA BLEISCH (Hrsg.): Familiäre Pflichten, Frankfurt a. M. 2015.
- BILLER-ADORNO, NIKOLA U. A. (Hrsg.): Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen, Frankfurt a. M. 2005.
- BOURDIEU, PIERRE: Homo oeconomicus, Frankfurt a. M. 1984.
- HAFFNER, YVONNE / BEATE KRAIS / RAGNA SCHÜMANN: Moderne Arbeitswelten, beruflicher Erfolg und private Lebensverhältnisse, in: Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern, hrsg. von Yvonne Haffner/Beate Kraiss, Frankfurt a. M./New York 2008, 7–18.
- HOCHSCHILD, ARLIE RUSSELL: Inside the Clockwork of Male Careers, in: Women and the Power of Change, hrsg. von Florence Howe, New York 1975, 47–80.
- JAEGGI, RAHEL: Kritik von Lebensformen, Frankfurt a. M. 2014.
- KANT, IMMANUEL: Logik, in: Kants Werke, Akademie Textausgabe, Bd. IX, Berlin 1968.
- KRAIS, BEATE: Wissenschaft als Lebensform. Die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren, in: Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern, hrsg. von Yvonne Haffner/Beate Kraiss, Frankfurt a. M./New York 2008, 177–211.
- LIND, INKEN: Aufgeschobene Kinderwünsche, eingeschränkte Perspektiven? Zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft – Ergebnisse einer aktuellen Studie, in: Forschung & Lehre 11 (2008), 754–756.
- MATTHEWS, GARETH / AMY MULLIN: The Philosophy of Childhood, in: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, hrsg. von Edward N. Zalta (2015), unter: [http://plato.stanford.edu/archives/spr2015/entries/childhood/\(30.4.2015\)](http://plato.stanford.edu/archives/spr2015/entries/childhood/(30.4.2015)).
- METZ-GÖCKEL, SIGRID / CHRISTINA MÖLLER / NICOLE AUFERKORTE-MICHAELIS: Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Personals aller nordrhein-westfälischen Universitäten, Opladen/Farmington Hills 2009.
- METZ-GÖCKEL, SIGRID U. A.: Karrierefaktor Kind. Zur generativen Diskriminierung im Hochschulsystem, Opladen u. a. 2014.
- MITTELSTRASS, JÜRGEN: Wissenschaft als Lebensform. Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität, Frankfurt a. M. 1982.

- PAULITZ, TANJA U. A.: Work-Life-Balance in der Wissenschaft. Schwerpunktprogramm WLB-KFU. Bericht des qualitativen Teilprojekts, Graz, unter: http://static.uni-graz.at/fileadmin/Koordination-Gender/Allgemeines/PaulitzGoisau/Zapusek-Kink2014_WLB_KFU_Endbericht_final.pdf (30.4.2015).
- PLATON: Theaitetos, in: Werke in acht Bänden, Band 6, Darmstadt 1990.
- ROSSMANITH, BIRGIT: Work-Life-Balance im gesellschaftlichen Wandel, in: Work-Life-Balance und Familiengerechtigkeit – Beispiel Hochschule, hrsg. von Birgit Roßmanith/Horst Backes, Saarbrücken 2008, 3–9.
- THOMÄ, DIETER: Eltern. Kleine Philosophie einer riskanten Lebensform, München 2002.
- WEBER, MAX: Wissenschaft als Beruf (1919), in: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1985, 582–613.
- WITTGENSTEIN, LUDWIG: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a. M. 2003.